

1. Kapitel: Zur Einführung

1.1 Auf der Suche nach Plätzen des Glaubens

Wir scheinen in einer sich zunehmend säkularisierenden Welt zu leben, da die materiellen Güter sich immer stärker zwischen uns Menschen und unsere Bezüge zu dem Wahrhaften, Göttlichen drängen. Der aufmerksame Zeitgenosse sieht, wie Häuser, Siedlungen, Industrien und vor allem unser gründlich ausgebautes Verkehrssystem mit seinen Bewegungsmitteln unsere Natur immer mehr „zustellen“. Der nächtliche Blick zum Himmel lässt Sterne und Mond wegen greller Straßen- und Objektbeleuchtung verblassen. Dem Autofahrer scheint ein tiefstehender Vollmond manchmal wie ein fehlerhaft beleuchteter Lkw entgegenzukommen.

Dabei sind Mond, Sterne und Sonne über Jahrtausenden hinweg die einzigen Lichter am Himmel gewesen und haben „den Blick nach oben“ zu einem Ehrfurchtsvollen werden lassen. Der Rundblick ging zunächst in die Gruppe, später in die Dorfgemeinschaft und darüber hinaus in das Tal oder die Ebene. Der Blick ist begrenzt im Unterschied zum Blick nach oben.

Anders aber ist es im Gebirge auf seinen Höhen: hier senkt sich die Landschaft ab und der Blick schweift rundherum in die Weite. Auf einmal wird die Natur als großer, den Menschen umfassender Schutz-, Nahrungs- und Erlebensraum erkannt und ein Schauer mag dem Betrachter damals in der Steinzeit wie heute über den Rücken laufen ob der schier grenzenlosen Fülle und Schönheit der Erde.

Hier sind die Wurzeln des Glaubens an eine höhere Kraft: beim Bergblick und beim Himmelsblick. Schauen wir aber nach unten, dann sehen wir unseren Körper, der uns über die Erde trägt; wir sehen den Mikrokosmos von Gras, Stein, Pflanze und Insekt und dann den nächsten Teil des Weges vor uns, den wir zu gehen haben. Es ist das Kleine und Mühselige unten, das Weite und Herrliche um uns und das Endlose, Unbegreifliche, Strahlende über uns.

Von den Anfängen der Steinzeit vor 2,6 Millionen Jahren sind das die Bedingungen unseres Menschseins, die uns wie von selbst zum Glauben führen. Dagegen sind die Gründungszeiten der heutigen Weltreligionen ein junges, modernes Ereignis. Das unseren mitteleuropäischen Raum prägende Christentum breitete sich erst mit der Konstantinischen Wende im Jahr 313 aus; 393 wird es Staatsreligion im Römischen Reich. Bis die letzten Germanenstämme vom heidnischen zum christlichen Glauben übergetreten waren, vergingen dann noch einmal 500 Jahre. Karl der Große wurde an Weihnachten 800 in Rom zum Kaiser gekrönt, er gilt als der Vater des christlichen Abendlandes. Wenn wir feststellen, dass heutzutage das Christentum die Religionsgemeinschaft ist, die sich am weitesten über den Globus ausgebreitet hat, so ist das aber erst ein Ereignis der letzten 1200 Jahre, in Amerika der letzten 500 und in Afrika der letzten 200 Jahre. Welch verschwindend kurze Zeiträume gegenüber den Zeiträumen der alten Gläubigkeit!

Es wurde schon angedeutet, dass die Berge im Glauben eine ganz besondere Rolle spielen. Der herrlich weite Blick in alle vier Himmelsrichtungen, der abgesenkte Blick, der einen größeren Horizontwinkel als in der Ebene ermöglicht und der freie, unverstellte Blick auf den Himmel, in der Nacht in das Universum – dies sind wesentliche Gründe dafür, dass bereits die ersten Menschen, die nach dem Ende der Eiszeit begannen, die Landschaften und zugänglichen Berge zu besiedeln, Observatorien und heilige Plätze oben auf den Bergen errichteten.

Das Megalithzeitalter brachte die großen Steinsetzungen und Kultorte in Europa, am bekanntesten ist Stonehenge in Südenland, aber auch in Teilen Deutschlands, vom Norden bis zum Bayerischen Wald, sind sie nachgewiesen. Im Odenwald ist der Heiligenberg bei Heidelberg seit 7000 Jahren besiedelt. Auch die Besiedlung anderer Berge des Odenwalds reicht bis in die Jungsteinzeit und Bronzezeit zurück, also in einen Zeitraum lange vor den Kelten und Römern.

Diese alten Kultorte zu finden, sie zu beschreiben und historisch zuzuordnen ist der erste Teil, die frühbesiedelten Berge zu finden, die auf die eine oder andere Weise mit heiligen Spuren verbunden sind, und in ihrer heiligen Bedeutung zu erfassen, der zweite Teil dieser Arbeit.

Warum heilig? Das Heilige ist das Unberührte, das dem trivialen, praktischen, Nutzen orientierten Zugriff Entzogene; zugleich das Wesenselement, das über das Dasein des Menschen hinausreicht und ihn mit

dem Größeren, den Kräften der Natur, des Universums verbindet. Unser Leben wird, ganz wörtlich, getragen von der Erde; also ist beides heilig, das Irdische unter und das Himmlische über uns. So sahen es die Menschen der Steinzeit, indem sie die fruchtbringende Erde als Große Mutter verehrten, die umgeben vom Himmel und dem Sternenzelt ist. So sah es der Mensch der Steinzeit: nur das Feuer trat als Licht zum natürlichen Strahlen der Sonne am Tag und der Sterne und des Mondes in der Nacht hinzu. Es gab noch kein elektrisches Licht in Städten, Straßen und bei Fahrzeugen, die heute in unserer modernen Welt das Licht der Natur stark zurückdrängen. Früher, in der Steinzeit, war somit das Heilige, das Lebensschützende, Ernährende und Lebenspendende recht leicht erkennbar und ohne Konkurrenz erfahrbar als Erde und Himmel. Beides gibt das Leben: die Erde im Rhythmus der Jahreszeiten, die durch den wechselnden Stand der Sonne hervorgerufen werden; der Himmel durch den leuchtenden Mond, der mit dem Mond-Monat den kleineren Zeitrhythmus gibt.

Das Heilige steht bei dieser Untersuchung im Vordergrund, wobei dieser Begriff sehr weit und ursprünglich gefasst ist und einbezieht, dass es sich um ein Wesenselement des Menschen, eben der ‚conditio humana‘ (schlichtweg der Bedingung des Menschseins) handelt, auch schon lange vor der Geburt Jesu oder der des Buddha.

1.2 Zur Kritik an Matriarchatstheorien

Der Autor möchte hier nicht die Vielfalt der älteren Matriarchatstheorien ausbreiten, sondern sich exemplarisch auf den Ansatz der Begründerin der Modernen Matriarchsatsforschung berufen: Heide Göttner-Abendroth (*1941)¹.

Auch nach den Studien des Autors ist die Auffassung, dass vor der schriftlich überlieferten, also historischen Zeit, aus der wir nur archäologische Spuren haben, ein grundlegend anderes (modern gesprochen) „Gesellschaftssystem“ bestand, eben aufgrund der Vielfalt an archäologischen Funden besonders der letzten Jahre und Jahrzehnte, nicht von der Hand zu weisen. Angefangen bei der „Venus vom Hohlefels“, die erst 2008 in einer Höhle der Schwäbischen Alb gefunden wurde, deren Alter mittels Radiokohlenstoffdatierung festgestellt wurde und 35.000–40.000 Jahren

entspricht, über die Entdeckungen von Catalhöyük (seit 1961) und Göbekli Tepe (seit 1994) in Anatolien bis hin zu Forschungen von Marija Gimbutas (1921-1994), die in den Mustern der 7000 Jahre alten Gefäße der alteuropäischen Donaukultur eine Symbolsprache gefunden hat, vermehren sich nahezu jährlich die Signale, die auf eine matrilinear und auf Ausgleich orientierte Gesellschaft hinweisen, in deren Mittelpunkt eine Große Mutter oder Muttergöttin der Fruchtbarkeit und Leben spendenden Erde gestanden hat.

Diese grundlegend auf das Weibliche hin orientierten Auffassungen hielten sich bis in die Jungsteinzeit und die Bronzezeit, bis es dann um 3000 bis 1500 v. Chr. in Anatolien, Mesopotamien und Südeuropa zu einem Umbruch hin zu patriarchal orientierten Gesellschaften kam.

Patriarchal soll hier kein „Reizwort“ sein, sondern bedeutet ganz schlicht und einfach, dass jetzt das begann, was wir so landläufig als Geschichte begreifen und das durch die folgenden Elemente gekennzeichnet ist: Männlich dominierte Herrschaftsstrukturen und Hierarchien, das heißt religiös und durch Priesterkasten abgesichertes Königtum, gestützt auf die privilegierte Schicht des Adels, der den Druck nach unten auf die bäuerliche und Handwerkerschicht der Bevölkerung weitergibt.

Als Machtinstrument diente durchgehend in allen Kulturen der Aufbau von streng auf Befehlsstrukturen hin ausgerichteten Armeen, zur Unterdrückung von Revolten nach innen, aber hauptsächlich zur Kriegsführung nach außen. Der institutionelle Rahmen des Ganzen, der Staat, ist auf Expansion hin orientiert, also auf Überfall anderer, benachbarter Staaten und auf Versklavung der unterworfenen Bevölkerung und Beraubung angehäufter Güter und Schätze der anderen. Dieses „Räuberwesen“ ist in der Geschichte genügend belegt, angefangen bei den Assyrern über Caesar, Karl den Großen, Napoleon, Hitler bis hin zu dem Herrscher Russlands, der, während der Autor diese Zeilen im März 2022 schreibt, das benachbarte „Brudervolk“ niederschießen lässt. Die Herrscher werden dabei häufig von verschiedenen ‚Legitimitäten‘ abgesichert, wobei leider die Religion keine rühmliche Rolle spielt.

Man muss natürlich die institutionalisierte Form der Priesterkaste z. B. in Indien oder auch die machtvoll ausgestatteten Bistümer des frühen Frankenreiches, die als Stützen des auf Eroberung drängenden Herrschers fungierten, von der Religiosität und Frömmigkeit der Bevöl-

kerung oder allgemein gesprochen von der Spiritualität des Menschen unterscheiden.

Die Kritik an Matriarchatstheorien bzw. an dem dahinter stehenden Weltbild lautet häufig, dass es „doch immer schon so war wie heute“ – was sich aber als ein in die Luft hinein fabuliertes Vorurteil entlarvt. Denn einzelne wenige, auch in der Jungsteinzeit vorkommende Gewaltdelikte, die Archäologen entdeckt haben, sind selten gegenüber der Masse an z. B. Frauenstatuetten in Anatolien und der klar egalitär errichteten Siedlung von Catalhöyük oder den Siedlungen der frühen Induskultur, die keine Herrschaftsgebäude oder Tempel, sondern nur große Wasserbecken, vermutlich für Landwirtschaft und Kultus, aufweisen.

Die Archäologie liefert bis heute kein überzeugendes Gegenargument gegen das frühe Matriarchat. Man kann auch nicht mit der ‚Paradies-Theorie‘ die Matriarchsatsforschung versuchen zu diskreditieren, indem man ein Paradies postuliert und dann von diesem ausgehend matrilineare Gesellschaften verwirft, weil vielleicht damals manchmal auch etwas Schlimmes passiert ist, siehe der e i n e gefundene archäologische Beleg. Das ist wissenschaftlich nicht korrekt.

Nach diesen Überlegungen wird man verstehen, warum der Autor ganz getrost der matriarchalen Theorie von der Jungsteinzeit folgt, einer Gesellschaftsform, in der der Mann noch nicht als Gewaltherrschner auftrat, aber natürlich auch seinen Platz im Leben hatte, und vielleicht nicht einmal den schlechtesten.

1.3 Methode: Landschaft wissend sehen

Eine Landschaft ist mehr als die Summe seiner Berge, Täler und Flüsse. Wendet man die drei Fachgebiete Archäologie, Ethnologie und Mythologie gemeinsam auf die Landschaftsanalyse an, so gelangt man zum „kulturellen Gedächtnis der Landschaft“. Dies ist die Definition von Landschaftsmythologie, deren Begründer der Schweizer Forscher Kurt Derungs² ist. Ein anderes Wort für diese neue Sichtweise ist „Anthropologie der Landschaft“, sodass man auch von Kulturanthropologie sprechen kann.

Dieses Buch verbindet in seiner Methodik den landschaftsmythologischen Ansatz Derungs mit der Modernen Matriarchsatsforschung Göttner-

Abendroths, die dessen Besonderheiten mit matriarchaler Spurensuche verknüpft, insbesondere mit germanistischen Analysen der Sagen und landschaftlichen Namen.

In ihren Büchern zur „Matriarchalen Landschaftsmythologie“ hat Göttner-Abendroth am Beispiel deutscher und Alpenlandschaften untersucht, welche Relikte der jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Kulturschicht vorhanden sind und sie mit der umgebenden Landschaft in Beziehung gesetzt. Diese Methode nennt sie „geistige Archäologie“. Die Matriarchale Landschaftsmythologie ist ein „Teilbereich der Spuren- sicherung in Sachen frühhistorischer matriarchaler Kulturen“³.

Der landschaftsmythologische Ansatz geht beim Auffinden matriarchaler Spuren in der Landschaft klar methodisch vor, indem zehn Methoden in die Gesamtanalyse einbezogen werden. Sie seien hier kurz benannt:

1. Begehen einer Landschaft,
2. Entdecken „Heiliger Hügel“ mit abgesenktem Horizont,
3. Prüfen von Sichtlinien gemäß der Archäo-Astronomie,
4. Prüfen von Kultlinien und Kultwegen,
5. Archäologische Analyse,
6. Linguistische Analyse,
7. Kirchenforschung,
8. Sagen- und Mythenforschung,
9. Folklore-Forschung und
10. Erforschung von Rückzugsgebieten und kulturellen Nischen.⁴

Versucht man diese Methodik einer „matriarchalen Landschaftsmythologie“ systematisch auf ihre Grundbausteine zu reduzieren, so erhält man den geographischen, den astronomischen, den vorgeschichtlichen, den archäologischen, den kirchenhistorischen und den völkerkundlichen Ansatz. Hinzu treten germanistische Ansätze der Linguistik oder Namenforschung sowie der Sagen- und Mythen-interpretation. Die Vielfalt der Herangehensweisen führt zu einer hohen Dichte der Wahrheits-Wahrscheinlichkeit, sodass die Gesamtinterpretation des Objekts weitgehend abgesichert ist. Eine Interpretation ist per se natürlich nicht eine mathematisch 100%ige Aussage, sondern bleibt, wie alle Thesen der Wissenschaft, offen für Modifikation oder sogar Verwerfung.

Zusammenfassend sei die Trivialität festgehalten, dass Sehen und Sehen zweierlei sind. Ist das Sehen nur ein Hinsehen, ist es inhaltslos oder oberflächlich. Ist es mit Wissen, Begehung und Studium der Hintergründe verschiedenster Art, wie oben dargelegt, verbunden, wird es zu einem „wissenden Sehen“. Dieser Blick geht zurück in die Geschichte und Vorgeschichte und erweitert die räumliche Sicht durch die historische Achse: damit eröffnen sich Jahrtausende der Kultur vor unserer Zeit.

1.4 Beispiel: Weltbild und Landschaft

Dass man in der Jungsteinzeit anders auf die Landschaft blickte als heute, hängt mit der damaligen ganzheitlichen kosmischen Spiritualität und der Verehrung von Mutter Natur zusammen. Diese Zusammenhänge sind in unserer, durch den Monotheismus geprägten Religion weitgehend verloren gegangen. Allerdings zeigt zum Beispiel das Weltbild der Indianer bis in unsere Zeit hinein diesen Zusammenhang. Bei der Untersuchung indianischer Quellen begegnet uns „eine Art der Landschaftsbetrachtung ..., die den Eindruck erweckt, als verfügten diese Menschen über ein anderes, ein schärferes ‚Sehvermögen‘, als könnten sie ‚mehr‘ sehen als wir.“⁵ In indianischen Landschaftsbeschreibungen „wird uns zuerst die Ehrfurcht auffallen, mit der ein Indianer der Landschaft entgegentritt“⁶. Dagegen begegnen wir in unserer heutigen Kultur der Landschaft in der Regel neutraler. Für den Indianer wird die Landschaft zu einem geradezu heiligen Ort:

Wann immer er auf seiner täglichen Jagd auf ein Bild ehrfurcht-gebietender Schönheit stößt – eine Regenbogenbrücke vor einer schwarzen Gewitterwolke über den Bergen; einen weiß-schäumenden Wasserfall im Herzen einer grünen Schlucht; eine weite Prärie, vom Sonnenuntergang blutrot angestrahlt – verharrt der rote Jäger einen Augenblick in anbetender Haltung.⁷

Für den Christen ist die Kirche der Gebetsort; für den Indianer ist die Landschaft „in all ihren Details Gegenstand der Anbetung. Landschaft ist für ihn sowohl ein Sakral-Erlebnis als auch eine sakrale Kultstätte“⁸. In der Rede des Duwamish-Häuptlings Seattle an den Präsidenten der

Vereinigten Staaten aus dem Jahr 1855 legt der Indianer unter dem Stichwort ‚Wir sind ein Teil der Erde‘ seine Weltsicht dar:

Jeder Teil der Erde ist meinem Volke heilig. Jede glitzernde Tannennadel, jeder sandige Strand, jeder Nebel in den dunklen Wäldern, jede Lichtung, jedes summende Insekt ist heilig in den Gedanken und Erfahrungen meines Volkes. Der Saft, der in den Bäumen steigt, trägt die Erinnerung des roten Mannes. ... Unsere Toten vergessen diese wunderbare Erde nie ... Wir sind ein Teil der Erde – und sie ist ein Teil von uns. Die duftenden Blumen sind unsere Schwestern, die Rehe, das Pferd, der große Adler – sie sind unsere Brüder. Die felsigen Höhen, die saftigen Wiesen, die Körpwärme des Ponys – und des Menschen – sie alle gehören zur gleichen Familie.⁹

In der Landschaft seiner Heimat erkennt ein Indianer seine höchste Gottheit, er verehrt die Erde als die Mutter allen Lebens: „Diese wunderbare Erde ... ist des roten Mannes Mutter“¹⁰.

Wir treffen hier auf die uralte Verehrung der „Mutter Natur“, wie sie in unseren Breiten in der Jungstein- und Bronzezeit und als kultureller Urgrund auch noch in keltischer Zeit bestand. Allerdings kam es bereits in keltischer und später germanischer Zeit zu einer Verdrängung der mütterlichen Gottheit zugunsten männlicher Götter und der Einrichtung einer patriarchal organisierten Kriegergesellschaft. Im religiösen Bereich stellt die Einführung des Monotheismus durch Judentum, Christentum und Islam eine sich verschärfende Abkehr vom natürlichen, spirituellen Urgund dar, wie er sich spurenweise noch im Hinduismus und recht deutlich in der indianischen Weltsicht erhalten hat.

Auch die nicht-indoeuropäischen Völker Westsibiriens und Nordeuropas haben bis ins 19. Jahrhundert die Naturverehrung beibehalten: „Die Steine (sind) bei den Ugriern wie bei den Lappen die ältesten Formen der Verehrung gewesen“¹¹. So auch in der Volksdichtung der Wogulen: „Den heiligen Ort, er sei Berg, Wald, See oder Fluss, bezeichnen die Wogulen mit dem Beinamen jelping „heilig“. Viele uns erhaltene Namen, die mit dem Worte jelping verbunden sind, wie z. B. jelping-ja ‚der heilige Fluss‘, jelping-tür ‚der heilige See‘ beweisen gleich den zahlreichen heiligen Bergen und Hainen, dass sich in ihnen oder in ihrer Nähe Stellen mit Götterbildern befunden haben.“¹²

Seit 1500 bzw. 1200 Jahren (Franken bzw. Sachsen) sehen wir in Mitteleuropa unsere Kultur durch die „christliche Brille“ und Kirchen, Kapellen, Wallfahrten und Wegekreuze haben unsere Kulturlandschaft entscheidend geprägt.

Nach schrecklichen, auch religiös begründeten Kriegen, wie dem Bauernkrieg und dem Dreißigjährigen Krieg, ist unser mitteleuropäischer Raum konfessionell zersplittert.

Eine weitere, wesentliche Transformation unserer Kultur ist durch die Betonung von Naturwissenschaft und Technik seit der Renaissance erfolgt, die in der industriellen Revolution seit 1750 gipfelte und bis heute anhält. Sie hat ein immenses Bevölkerungswachstum, eine Ausbreitung der Städte und eine Vervielfachung der individuellen Wirksamkeit durch die Technik (Auto, Bahn, Flugverkehr, Waffensysteme) hervorgerufen, sodass die davon unberührten Naturräume immer weniger werden.

Aus den vorgenannten kulturgeschichtlichen Überlegungen wird deutlich, dass eine Suche nach den kulturellen Wurzeln mit voranschreitender Zeit schwieriger wird. Aber diese Wurzeln finden sich vielleicht noch am ehesten in den Rückzugsräumen der Gebirge.

Der kulturgeschichtliche Blick zurück bis in die Anfänge der Besiedlung unseres mitteleuropäischen Raumes soll nun versucht werden. Das mit Archäologie, Geographie, Sagenwelt und Mythologie angereicherte Sehen wurde bislang noch nicht auf den Odenwald angewendet.

Dass dieses Sehen mit Glauben zu tun hat, wurde schon aufgezeigt. Der Urgrund des Glaubens aber ist die Liebe, und so möchte ich diese Einführung mit einem kürzlich geäußerten Gedanken der dänischen Königin Margarethe beschließen:

„Vieles hat sich verändert, aber nicht die Liebe zu meinem Land.“¹³

2. Kapitel: Quellheiligtümer im Odenwald

2.1 Älteste Gegenstände der Verehrung

Umherschweifende Jäger und Sammler der Mittelsteinzeit und die ersten Anfänge einer Sesshaftigkeit nach dem Abklingen der Eiszeit, dies dürfte der zeitliche Rahmen sein, in welchem auch die ersten religiösen Spuren im Gebirge auftauchten.

Die ältesten Gegenstände der Verehrung waren Steine oder Bäume oder Quellen. Davon erhalten sind uns die Quellen. Ein Kultus um sie lässt sich archäologisch nicht mehr erschließen, Spuren finden sich aber noch in keltisch-römischer und früher christlicher Zeit. Noch im 8. Jahrhundert n. Chr. wurde es „als Rückfall ins Heidentum bezeichnet, wenn jemand an einer Quelle betet. Unter den Beichtfragen (des Burkhardt von Worms im 11. Jahrhundert) fehlt nicht, ob der oder die Beichtende an Quellen, Steinen, Bäumen oder Kreuzwegen gebetet habe“¹⁴. Bereits Karl der Große nahm das Verbot der Beleuchtung von Bäumen und Quellen in das Capitulare von 789 auf¹⁵. Aus diesen wenigen Hinweisen lässt sich leicht ablesen, dass es bis ins 11. Jahrhundert hinein eine Stein-, Baum- und Quellenverehrung im Volk gab, die die Kirche bekämpfte.

Norbert Wand hatte sich 1995 mit Quellheiligtümern im Odenwald befasst, indem er die heute vorhandenen Überbauungen mit Kapellen archäologisch untersuchte¹⁶. Hans-Günther Morr streifte 2007 in seiner Keltendarstellung zwar nur kurz die Quellheiligtümer des Odenwaldes, hat aber besonders in seinen exakten Skizzen einiges zum Zusammenhang von keltischen Kultorten und Quellen herausgearbeitet.¹⁷ Peter Sattler und Thomas Fettel betrachteten 2016 die Quellkirchen im Odenwald, argumentieren aber oberflächlich und übernehmen Textpassagen, z. B. von Norbert Wand, wörtlich ohne Quellenangaben. Auch sonst fehlen Fuß- oder Endnoten.¹⁸

Heilige Quellen kannten die Kelten. Im Schwarzwald war *Abnoba* die Wald-, Quellen- und Muttergöttin, in Carrawburgh (Northumberland)